

Der Bergsturz [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz

DEUTSCH VON WERNER JOHANN GUGGENHEIM

2. Fortsetzung

Denn der Alpgrund ist wohl noch da, aber seht genau hin: nichts regt sich dort mehr. Und ihr mögt lange hinunterschauen und mit grosser Aufmerksamkeit: reglos alles, allenthalben. Schaut von den hohen Wänden im Norden bis zu denen im Süden, nirgendwo ist für Leben mehr Raum. Alles ist zugedeckt mit dem, was jegliches Leben verhindert.

Sand und Geröll, die in einem Kegel aus der Nordwand hervorkommen, breiten sich aus, und Würfel, Würfel in allen Grössen, ein eckiger Block, und wieder ein eckiger Block, Schichten und Schichten von Blöcken, kleine und grosse, und die Felsblöcke bedecken den ganzen Grund, allenthalben, wohin man sieht.

Aber früher kamen sie in grosser Zahl hier herauf: man versichert, dass es in manchen Jahren bis zu fünfzig Menschen waren.

Sie stiegen durch die Schlucht, die an ihrem unteren Ende in die Rhone mündet, herauf, sie kamen von Aire und von Premier, zwei Walliser Dörfern, hochgelegen am Nordhang des Rhonetals.

Sie zogen gegen Mitte Juni mit ihren kleinen braunen Kühen und ihren Ziegen herauf, sie hatten hier oben für ihren Gebrauch viele Sennhütten aus unvermörtelten Steinen erbaut, mit Dächern aus Schieferblättern. Hier blieben sie zwei bis drei Monate.

Damals waren die Alpgründe vom Mai an mit einer schönen grünen Farbe bemalt, denn in diesen Höhen ist es der Monat Mai, der den Pinsel führt.

Dort oben („dort oben“ sagt man, wenn man vom Wallis kommt, aber wenn man von Anzeindaz kommt, sagt man: „dort drüben“ oder „dort unten“) bildete der schmelzende Schnee grosse Polster.

An deren Rand, in der schwarzen, feuchten Erde, die das alte Gras nur noch wie mit einem matten Filz bedeckte, kamen allerarten kleine Blumen zum Vorschein, dicht am Ende einer Franse aus glasdünnem Eis. Mannigfaltige kleine Bergblumen mit ihrem besonderen Glanz, ihrer besonderen Reinheit, ihren besonderen Farben: weisser als Schnee, blauer als der Himmel, leuchtend gelb und rot und violett: Krokus, Anemonen, Primeln. Sie bildeten, von weitem gesehen, zwischen den grauen, weggeschmelzenden Schneeflecken leuchtende Tupfen. Es war wie ein Halstuch, eines jener bunten Halstücher, welche die Mädchen in der Stadt kaufen, wenn sie zu Markt gehen, am Tage des heiligen Petrus, oder am Sankt-Josephs-Tag. Dann aber war es, als änderte der Stoff selbst seine Farbe: der Schnee war verschwunden, das Grau und das Weiss waren nicht mehr da: es wurde alles grün. Der Saft treibt, das Gras wächst: es war, als hätte ein Maler zuerst ein paar Tropfen Grün von seinem Pinsel fallen lassen, aber bald vereinigten sich die grünen Flecken, wuchsen rasch aufeinander zu.

Derborence war schön in jenen Zeiten, schön und angenehm und freundlich, von Anfang Juni an bereit, die Menschen zu empfangen, die bald kommen würden. Die Leute warteten nur auf dieses Zeichen, um zu kommen. Dann klang an einem Nachmittage durch das eintönige Rauschen des Bergbachs hindurch das Klingeln einer

Glocke; und das Rauschen des Wassers wurde durchstossen, zerteilt. Man sah ein erstes Tier erscheinen, dann zehn, dann fünfzehn; und endlich bis an die hundert Stück.

Der kleine Ziegenhirt blies in sein Horn.

Dann zündeten die Männer in den Hütten Feuer an. Allenthalben aus allen Kaminen und aus allen Türöffnungen heraus drang der Rauch, hübsche kleine blaue Federn schaukelten in der windstillen Luft sanft auf den Kaminen.

Die Rauchfahnen wuchsen, flachten sich am Ende ab, verschmolzen oben ineinander und bildeten eine durchsichtige Decke, in halber Höhe zwischen den Felswänden hangend wie ein Spinnenweb.

Und darunter war Leben, und das Leben ging seinen Gang. Die Hüttendächer, unweit voneinander, ruhten auf dem Rasen wie halb aufgeschlagene Bücher auf einem grünen Teppich, graue Buchdeckel. Und zwei, drei Bächlein glänzten da und dort wie Säbelscheiben im Licht. Runde und langrunde Punkte bewegten sich über den Alpgrund, die runden Punkte waren die Männer, die langrunden die Kühe.

Das war, als man auf Derborence noch wohnen konnte, will sagen: bevor der Berg niedergestürzt war.

Nun aber ist der Berg gestürzt.

3

„Die Geschichte hat mit einer Artilleriesalve angefangen“, sagen die Leute von Anzeindaz, „die sechs Geschütze der Batterie haben alle auf einmal geschossen.“

„Nachher“, sagen sie, „ist ein Windstoss gekommen.“

„Und nachher ein Gewehrschiessen, ein Knallen und Knattern von allen Seiten zugleich, dass man hätte meinen können, es werde auf einen geschossen, Ihr wisst ja, wie es widerhallt, der Schall wird sofort zurückgeworfen: die ganzen Berge sind da mit dabei.“

„Der Wind hatte die Türen aufgestossen, als wären sie mit einem Kniestoss aufgemacht worden. Die Asche vom Herd ist auf uns niedergerieselt, als schnitte es in der Hütte...“

„Denn wir, nicht wahr, wir auf der Passhöhe, wir sind nicht weit unter der Stelle, wo sich der Bergsturz gelöst hat, nur ein wenig mehr seitwärts, und ein wenig weiter zurück. Und der erste Lärm war durch den Abbruch des Ueberhangs entstanden, als der niedergekracht war. Nachher haben die Berggrate gegeneinander gedonnert. Das ging von der einen Kette zur andern, von einem Gipfel zum andern. Um jeden Berg und jedes Horn da im Rund kreiste der Donner, von der Argentine zu den Dents de Morcles, von den Rochers du Vent bis zum Saint-Martin.“

Sie waren schon aufgestanden. Sie waren zu dritt. Sie fanden ihr Feuerzeug nicht.

Die Tiere, die man für die Nacht in den Stall getrieben aber nicht festgebunden hatte, machten verworrenen Lärm und drohten alles drunter und drüber zu werfen. Also mussten die Männer zuerst beim Vieh nach dem Rechten schauen.

Zur Jahreswende

OTTO WITZ

Wie Meilensteine auf den Straßen
Des Wandrers Auge rasch entschwindt'.
So fliehn die Jahre, kaum zu fassen,
An uns vorüber pfeilgeschwind.
Kaum hat ein neues recht begonnen,
Ist wiederum es schon zu End',
Unwiderbringlich uns entronnen,
Und wieder heißt es Jahreswend!

Doch einer dieser Meilensteine
Wird einmal unser letzter sein,
Drum merke, Seele, dir das eine,
Und präg' es gut ins Herz dir ein:
Hast du noch etwas gutzumachen,
Was du im Leben hast gefehlt,
So ordne alle diese Sachen,
Denn deine Tage sind gezählt.

Verschiebe nichts auf spät're Zeiten,
Was Gott, dein Herr, von dir verlangt,
Bestell, o Mensch, dein Haus beizeiten,
Solange es noch dazu langt,
Damit du an der Jahreswende
Dein Konto ausgeglichen hast,
Und ruhig falten darfst die Hände
Nach des vergang'nen Jahres Last,
Und du dereinst vor Gottes Throne
Erscheinst zum göttlichen Gericht,
Auch dir beschieden ist die Krone
Vor Jesu Christi Angesicht.

Sie hatten eine Laterne mit Fenstern aus Horn, aber sie hätten sie gar nicht gebraucht, denn der Mond schien hell in jener Nacht; aber bald hatten sie Grund zum Erstaunen, denn sie sahen, wie der Mond allmählich schwärzlich wurde, es war, als würde er welk, und er wurde trübe wie bei einer Mondfinsternis, während der Schein der Laterne im Gegenteil immer klarer wurde und auf das kurze Gras vor ihren Füßen ein rundes Licht warf.

Und da sahen sie eine grosse fahle Wolke vor ihnen emporsteigen. Allmählich kehrte das Schweigen wieder. Die Wolke aber wuchs und wuchs empor hinter dem Felsgrat, der ihnen noch den Talgrund von Derborence verdeckte. Und die Wolke stieg wie eine Mauer hinter einer Mauer empor. Sie war wie ein dicker Rauch, aber flach. Sie war wie ein Nebel, aber langsamer, schwerer. Und die Masse stieg höher und höher aus eigener Kraft, wie ein Hefenteig, der aufgeht; wie wenn der Bäcker einen Teig in seinen Backtrog gelegt hat, und der Teig wächst im Trog, und der Teig überbortet den Trog.

Da sagten sich die Männer: „Was ist denn das?“ Sie sagten sich: „Es ist der Staub.“ Sie sagten: „Der Berg ist eingestürzt.“

Sie husteten, sie niesten, sie neigten den Kopf vor und versuchten, sich hinter der Krempe ihres Hutes zu schützen.

Aber es war ein feiner Staub, ein unfühlbarer Staub, er hing in der Luft allenthalben, er drang durch alles hindurch. Und so mussten sie sich trotzdem vorwärts-wagen, wenn auch der Staub nun über sie kam. Sie machten einige Schritte hinein in den Staub, noch ein paar Schritte, dann blieben sie stehen. Einer von ihnen sagte:

„Ist es klug, wenn wir noch weiter gehen?“

Sie sagten:

„Man wird ja wohl auch gar nichts sehen können.“

Aber sie waren doch zu stolz, umzukehren, und auch zu neugierig.

Auch wurden die Geräusche immer spärlicher, einzelner, dumpfer; sie kamen jetzt von unten her, wie aus dem Innern der Erde, so dass die drei Männer ohne grosse Mühe bis zum Rande der Leere vorgehen konnten.

Sie sahen nichts. Sie sahen nur die undeutliche Masse, die brodelte. Einmal war ihnen jegliche Sicht genommen, dann wieder sahen sie, durch eine Spalte oder einen Riss, die da und dort in den Dämpfen entstanden, nur wieder die Dämpfe selbst, die alles verbargen. Sie verbargen nicht nur den Grund des Schluchtkessels, sondern auch die Felswände ringsum; so konnte man nicht erkennen, von wo sich der Bergsturz gelöst hatte, und auch den Bergsturz selbst konnte man nicht wahrnehmen. Man sah nichts als dieses brodelnde Gewölk, als blicke man in einen Bottich, in dem Wäsche siedet. Man sah dieses verworrene Brodeln, undeutlich vom Monde beleuchtet, und wie gerötet vom Mond, der selber rostrot am Himmel stand, dann verschwand, dann wieder zum Vorschein kam.

Die Laterne, die neben den Männern auf der Erde stand, warf ein schwächeres, dann ein stärkeres Licht, dann nahm ihr Schein wieder ab. Die Männer lagen flach auf dem Bauch und liessen nur den Oberteil ihres Gesichtes über den Felsrand hervorragen, Stirne und Augen.

Und einer hat gesagt:

„Wie viele meinst du, dass auf der Alp waren?“

„Mein Gott!“

Der dritte hat gesagt:

„Man müsste wissen, ob sie schon vollzählig heraufgekommen waren oder nicht... Dann mögen es schon ihrer fünfzehn oder vielleicht zwanzig gewesen sein...“

Sie hatten sich nun schon etwas an den Luftmangel gewöhnt, obwohl sie noch oft husteten. So blieben sie dort und führten leise ein Gespräch miteinander. Indessen grollte es dumpf unter ihnen. Da sie mit dem Bauch auf dem Berg lagen, so hörten sie das Grollen des Berges mit dem Bauch; durch ihren Leib hindurch stieg es ihnen hinauf ins Bewusstsein.

Während sie dort oben lagen, die drei, und den Kopf schüttelten, sagten sie:

„Und wieviel Stück Vieh?“

„Mein Gott! Wohl gar ein gutes Hundert.“

Und einer von den Männern seufzt. Da seufzt auch der Berg, hebt mühsam und schwer seine steinerne Brust, und mit derselben Schwere senkt er sie wieder.

Von der Sanetschseite her waren die Leute ebenfalls herzugeeilt. Das sind jene, die im Nordwesten wohnen, am anderen Ende der grossen Wand. Sie befanden sich auf der Passhöhe, die Porteur de Bois genannt wird, es geht von dort durch steile Felskamme jäh abwärts zum Talgrund von Derborence. Sie redeten miteinander in ihrer rauhen, kehligen Sprache, sie machten Gebärden, die niemand sah, nicht einmal sie selbst. Um dorthin zu gelangen, wo sie jetzt waren, hatten sie ein ausgedehntes Karrenfeld überqueren müssen. Diese Karrenfelder sind dort entstanden, wo einstmal die Gletscher das Gestein ausgemahlen, Wasser und Regen es ausgewaschen haben; sie

gleichen mit ihren wie Wogen hintereinander gereihten Kämmen, ihren Wellentälern und Ueberhängen einem erstarrten Meer, dort, wo das Wasser einen Wirbel gebildet hatte, sind jetzt grosse runde Löcher. Und auch die Männer von der Sanetschseite schauten fragend in die Tiefe hinunter, aber als Antwort stiegen nur unerklärliche Geräusche auf, Murren und Grollen, sinnlose Geräusche, und die Staubzungen, und die Staubwirbel.

Die Männer waren im Staub gefangen, sie hatten im Mund einen Geschmack von zermalmtem Schiefer. Sie waren gefangen in der Dichte des Staubes, wieder und wieder in einem neuen Wirbel; sie wurden darin eingehüllt, bald weniger, bald mehr und mehr.

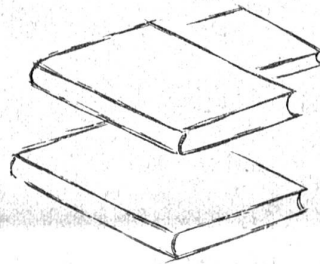
Die Leute von Zamperon dagegen blieben krampfhaft auf ihren Strohsäcken liegen bis zum erscheinenden Tag. Zamperon, das sind drei oder vier Hütten, wohin die Leute aus Premier, dem Aire zunächst benachbarten Dorfe, kommen. Die drei oder vier Hütten von Zamperon liegen etwas unterhalb Derborence, an der Mündung jener Schlucht, die dann steil nach der Rhone zu abfällt. So haben sich die dortigen Bewohner gerade mitten in dem Windstoss befunden, als er heranbrauste. Und der Windstoss riss, als er kam, die Steine von den Dächern, nahm von zwei oder drei kleinen Stadeln, die dort sind, die Dächer ganz fort und trug sie mit sich in die Lüfte hinaus wie Strohhüte, legte auf einem Bergvorsprung ein junges Gehölz um, und durch die Löcher der ungemörtelten Mauern

traf er die Männer auf ihren Strohsäcken wie mit der Spitze eines Stockes und warf sie von ihren Lagern zu Boden.

Man hörte die Käskessel rollen, man hörte die Bänke umstürzen; und die Türen wurden geschüttelt, als risse jemand mit beiden Händen daran. In dieses Lärmen hinein koste zugleich das donnernde Dröhnen des Bergsturzes. Nichts steht mehr fest an seinem Ort, alles bewegt sich und bebt, und zugleich grollt's und donnert's, kracht's und pfeift's. Und es geschah gleichzeitig in den Lüften, auf der Oberfläche der Erde und unter der Erde, alle Elemente waren vermischt, und man wusste nicht mehr, was Bewegung war und was Getöse, man wusste auch nicht, was das Getöse bedeutete, noch woher es kam, noch wohin es ging, als wäre der Weltuntergang herbeigekommen. Die Männer von Zamperon hielten sich an ihre Bettgestelle angeklammert, um nicht zu Boden geworfen zu werden, sie hatten sich ganz flach hingelegt und waren mehr tot als lebendig. Starr, ohne Schrei, den Mund weit offen vor Angst, aber den Mund voll Schweigen, von Schauern geschüttelt, leblos in all ihren Gliedern, so hatten sie sich während einer langen Zeit nicht mehr geregt. Dann, nach und nach, war die Luft in ihre gewohnte Ruhe zurückgekehrt, war nach und nach das Getöse schwächer geworden und hatte sich entfernt; nach und nach hörte man nichts mehr als dumpfes Kollern und fernes Rutschen. Immer noch sagten sie nichts, sie hatten einander noch nicht gerufen.

(Fortsetzung folgt)

NEUE BÜCHER



Daniel Defoe: „Zu Fuss durch Afrika“. Scientia Verlag AG., Zürich.

Ein neues Buch vom „Robinson Crusoe“? Wenigstens eines vom Dichter des Robinson! Wem kämen da nicht jene Kinderjahre in den Sinn, da dies Buch der Kinderbücher uns alle begeisterte, da wir gespannt jener Erzählung folgten, die in alle Schul- und Kinderstuben gehört.

Auch das neue Buch von Defoe ist spannend geschrieben, fesselt durch Abenteuer und interessante Begebenheiten. Auch es handelt von einer Art Robinsonade, nur dass sie nicht von einem Einzelnen, sondern von einer ganzen Gesellschaft von auf einsamer Insel ausgesetzten Seeleuten erlebt wird. Wie sie sich zuerst auf selbstgezimmerem Boot und dann zu Fuss durch ganz Afrika durchschlagen, das erzählt uns Defoe in seiner uns vom Robinson her wohlbekannten, wir dürfen wohl sagen, meisterhaften Weise.

Ein prächtiges Buch, an dem Knaben und wohl auch Mädchen, ja vielleicht auch manch Erwachsener mit jungem Herzen Freude haben werden. K.

Fritz Lendi, „Sankt Luzisteig“. Eine Erzählung aus Bündens wildbewegter Vergangenheit. Walter Loepthien, Verlag, Meiringen.

Lendis neues Buch führt uns in die Gegend von Maienfeld und der alten Festung Luzisteig und in die Zeit der Geburtswehen der Schweiz. Französische Revolution, Helvetik, die Kämpfe zwischen Frankreich und Oesterreich im Bündnerland bilden den Hintergrund, auf dem Lendi die schlichte Geschichte der Liebe zwischen zwei jungen Menschen erzählt. Mag der Held der Erzählung, Markus Komminoth, seiner Zeit mit seinen Ansichten über die Gestaltung der Eidgenossenschaft oft auch etwas zu weit voraneilen, was verschlägt's?

Das ist spannend; frisch und lebendig wirken seine Gestalten und über allem Geschehen strahlt die unbändige Liebe zu Freiheit und Vaterland, aber auch eine tiefe Menschlichkeit. K.

Rudolf Trabold: „Matthäus Schiner“. Ein Schweizer in Purpur. Verlag A. Francke AG., Bern.

Trabolds historischer Roman, der zum Mittelpunkt eine grosse Gestalt aus der Schweizer Geschichte, den Walliser Bischof und späteren Kardinal Matthäus Schiner, hat, versetzt uns in die Jahre der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert. Die Zeit der lombardischen Feldzüge, die Schlachten von Pavia und Marignano, Rom, Venedig, die engere Heimat Schiners, das Wallis, wechseln in bunter Folge als Hintergrund und Ort des Geschehens. Im Vordergrund steht überall die imponierende Gestalt Schiners, der mit allen Mitteln seines Geistes und der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für ein Bündnis der Eidgenossenschaft mit dem Papst eintritt. Seine Gegenspieler sind die Freunde Frankreichs, unter ihnen vor allem ebenfalls ein Walliser Jörg Supersaxo, der sich aus einem früheren Beschützer und Anhänger Schiners zu dessen grimmigstem Feind gewandelt hat.

Abgesehen von einigen sprachlich fremd und unzeitgemäss anmutenden Stellen, darf der Roman Trabolds beanspruchen, unter die erfreulichen Neuerscheinungen gezählt zu werden. Ob der Dichter die Gestalt Schiners nicht vielleicht doch etwas zu hoch und bedeutend einschätzt und darstellt, haben wir nicht zu beurteilen, handelt es sich doch hier um einen Roman und nicht um ein Geschichtswerk wissenschaftlichen Gehalts.

So dürfen wir denn das Buch jedem Freunde des historischen Romans empfehlen, um so

mehr empfehlen, weil es einen Teil der Geschichte unseres Landes darzustellen sucht, in der es sich seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit endgültig eroberte. K.

John Steinbeck: „Der Mond ging unter“. Roman, 234 Seiten. Humanitas-Verlag, Zürich.

Zeitgemässes Thema: mit Hilfe der fünften Kolonne wird mitten im Frieden eine Hauptstadt vom Feind überrennt. Es geht sehr schnell, überall ist Ruhe, die Arbeiter in den Kohlenminen sind still. Denn jedermann ist wie vor den Kopf geschlagen. Dann bricht der Widerstand los. Und damit die Verurteilungen des Kriegsgerichts, die abschreckend wirken sollen und in Wirklichkeit nur die Ressentiments schüren. Lächelnd lassen sich die Geiseln verhalten mit dem Satz auf den Lippen: „Die Schuld wird bezahlt!“ Mit dieser Zuversicht schliesst das aktuelle Buch (das man heute voller Spannung in einem Zuge liest, und das nach Kriegsende kein Mensch mehr lesen wird.) H. Z.

Elio Vittorini: „Tränen im Wein“. Conversatione in Sicilia. Roman, Leinen Fr. 8.80; kart. Fr. 6.50. Steinberg-Verlag Zürich.

Ein der Heimat Entfremdeter reist in einem plötzlichen Impuls für drei Tage in diese sizilianische verlorene Welt seiner Kindheit zurück, und schon auf dem Wege dahin, dann auf den alten Strassen, in den Häusern, in der mütterlichen Küche, in Friedhof und Bodega der Heimat hat er die bis zu mystischer Vertiefung gestalteten Begegnungen mit den Menschen des inneren Siziliens. Gespräche gehen hin und her, Austausch der Meinungen, der Erkenntnisse, der Herzen; ganze Schicksale blättern auf, geheimes Leben der alt Gewordenen, unsterbliche Hoffnungen jung Geliebener steigen ans Licht, aber uralt und unabänderlich wie dieses Licht über den Aschehügel des Landes bleibt das Leid der Kreatur.

Dass ein solches Buch des Bekenntnisses zu den Beleidigten dieser Erde und zum Glauben an eine Erneuerung der gesellschaftlichen Institutionen aus Italien zu uns kommen kann, ist ein Ereignis! Denn der Dichter hat als freier, nirgends verpflichteter Geist diese Szenen gebildet.